

Silvo Lahtela

NACHT- FAHRTEN



Logbuch eines
Dichters

Gewidmet allen Fahrgästen
auf ihren verschlungenen Wegen
zu sich selbst

Silvo Lahtela

NACHTFAHRTEN

Logbuch eines Dichters

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

INHALT

VORWORT	5
DIE COOLEN	7
DIE SENSIBLEN	21
DIE FRAUEN	33
DIE MÄNNER	55
DIE AUFMERKSAMEN	71
DIE LIEBENDEN	83
DIE HANDELNDEN	99
DIE VERNÜNFTIGEN	117
DIE EINSAMEN	135
DIE AUSGELIEFERTEN	145
DIE GETRIEBENEN	175
DIE DEMÜTIGEN	193
DIE VERBITTERTEN	199
DIE HELFENDEN	211
DIE BESESSENEN	223
DIE VERZWEIFELTEN	253
DIE HOFFUNGSVOLLEN	261
DIE UMNACHTETEN	271
DIE VERSÖHNTEEN	287
DIE ERLÖSTEN	299
DIE WIRKLICHEN	305

VORWORT

Ich habe einen Berliner Winter lang fast jede Tour dokumentiert, die ich im Taxi während der Nachtschichten gefahren bin.

Einerseits um wirkliche Menschen in wirklichen Situationen darzustellen – denn es gibt eine Echtheit, die gerade deswegen berührt, weil sie sich bei aller Phantasie nicht ausdenken läßt. Andererseits, und dies ist wirklich eine andere Seite, wird hier trotzdem keine geistige Rohkost serviert; die präsentierten Taxitouren sind keine Kopien des Alltags, wie man vielleicht auf den ersten Blick vermuten könnte, sondern eigentlich alchemistische Verwandlungen, Improvisationen des Unbewußten, immer auf der Suche nach dem verborgenen Glamour im total Alltäglichen. Sei es manchmal auch der Glanz des Verdorbenen und Verdrängten. Jeder transportierte Fahrgast ist in diesem Sinn, als rätselhaftes Wesen jenseits von Gut und Böse, mindestens ein Geheimtip. Manchmal weitet und erhellt sich mein Blick, manchmal verengt und verdunkelt er sich, manchmal schwimmt er auch völlig angesichts der Welten draußen auf den Straßen und drinnen in den Menschen.

Um von diesem Chaos an Eindrücken nicht überschwemmt zu werden – auch das trainierteste Bewußtsein ermüdet irgendwann unter ständig neuen Reizen –, schien es allerdings angeraten zu sein, jenseits chronologischer Reihenfolge eine irgendwie sinnlichere Ordnung in die paar Hundert Taxifahrten zu bringen. Was im Sinne eines leserfreundlichen Maßes auch Streichungen von Touren bedeutet hat, denn auch Texte haben einen Body-Mass-Index, den man im Auge behalten sollte.

Eine solche Auswahl ist natürlich im Prinzip auf unendlich viele Arten möglich; indem man vielleicht die Menschen frei Schnauze in Widerlinge und nette Leute einteilt; oder von der geographischen Lage der Halteplätze ausgeht; oder psychologisch angehaucht in den Fahrgästen schizoide oder depressive oder hysterische oder zwanghafte Persönlichkeiten sieht. Oder sogar die unterwegs gehörte Musik sinnstiftend wirken läßt, und schaut, welche Zeitgenossen bei welchem Sound einsteigen.

Mir ist angesichts solcher und anderer Alternativen bewußt, daß meine gewählte Einteilung nur eine unter vielen möglichen darstellt: Ich habe jene Archetypen menschlichen Verhaltens, die in den 21 Trumpfkarten des Tarotspiels symbolisiert sind, auf meine Fahrgäste im Taxi projiziert. Diese Übertragung ging intuitiv und ungekünstelt vonstatten, und das Ergebnis scheint mir erstaunlich stimmig zu sein. Die fehlende 22. Karte, mit der Nummer Null, »der Narr«, ist der Chauffeur, bin ich selbst: alle Kunden für kurze Zeit begleitend und spiegelnd.

Als würde ich meine Hand von einem gleitendem Segelboot aus ins Meer halten, von unendlichen Inhalten immer wieder neu benetzt, so ungefähr ist dieses Buch entstanden; und so wäre es auch am besten zu lesen: ohne Anfang, nicht auf ein Ende hin, einfach dem Augenblick vertrauend.

DIE COOLEN

10. Dezember - Schönhauser Allee / Nacht

Ein junger freundlicher Mann mit Metallkoffer; vielleicht DJ, die tragen oft solche recht schweren Kofferchen nachts herum und fahren Taxi. Sein Schweigen während der kurzen Fahrt ist entspannt und routiniert. Er ist im Taxi ein bißchen wie zu Hause. Was umgekehrt auch mir während dieser Tour das allerdings sehr flüchtige Gefühl gibt, Teil einer unerklärlich sinnvollen, letztendlich irgendwie harmonischen Welt zu sein.

17. Dezember - Skalitzer Straße / Nacht

Zwei junge, attraktive Frauen steigen ein; eine leuchtend blond, die andere glänzend schwarzhaarig. Bezirzendes Lächeln, engelhafte Aura und doch ganz diesseitig flirtend. Die Dunkle hat eine geöffnete Bierflasche in der Hand, ihre Strümpfe zum kniefreien Rock sind grau. Auffällig starke Wangenknochen, sorgfältig gepudertes Gesicht.

Sie wollen in einen Club: »WYSIWYG«. »What you see is what you get«, erläutert die Schwarzhaarige, die rechts hinten sitzt und deswegen einen besseren Blickkontakt mit mir hat. Ich bemerke, daß damit früher der Unterschied zwischen Apple und andern Computern beschrieben worden sei: Statt mit Tastaturbefehlen beispielsweise eine Datei auf dem Desktop verschieben zu müssen,

konnte man sie einfach mit der Maus bewegen, machte also genau das, was man vor sich sah; heute eine Selbstverständlichkeit, vor gut 20 Jahren nicht. – Belustigt sagt sie: »Oh, Taxifahren bildet, wieder was gelernt!«

Sie fragt dann, wie das Taxifahren so sei, bei Regen und bei Schnee? Die Blonde mischt sich mit der Bemerkung ein, daß es Silvester ja total schwierig mit Taxis sei, vor allem, wenn man von einer Party zur nächsten wolle, man kriege nie eines. – »Oder man fährt nicht herum, Party ist da, wo man ist!« erwidert die Schwarzgefärbte fröhlich. Solche den wirklichen Augenblick feiernden Sätze sind wie das Salz der Erde; irgendwie schade, daß man sie in unserer hypermobilen und von Events hysterisierten Gesellschaft so selten hört.

Der Club ist am dunklen Ende einer Straße, menschenleeres Industriegebiet, der Name ist auf einen Bretterzaun gepinselt, eine echte Baracke, aber mit Einlaßkontrolle. – »Vielen Dank für die nette Fahrt!« Mit einem Lächeln verschwinden die Mädchen in der Nacht.

Auch Fröhlichkeit färbt ab, ich fühle mich sofort besser. Aus solchen kleinen Stimmungsschwankungen durch Fahrgäste ergibt sich eigentlich, um nicht zum Spielball fremder Stimmungen und Emotionen zu werden, daß man in allen Situationen auch sein eigenes und echtes Gefühl ausloten, es zumindest nicht ganz vergessen sollte. Sich von fremden Stimmungen anstecken zu lassen, ist zwar einerseits menschlich, bedeutet aber auch, wie ein Blatt im Wind durch die Luft zu trudeln, jeder psychischen Regung eines Fremden ausgeliefert. Sich abgrenzen zu können, ohne eine Berliner Mauer hochzuziehen, darum geht's oft, im Taxi sowieso ununterbrochen.

29. Dezember - KaDeWe / Abend

Junge Frau, 25; blonder Pferdeschwanz, zartes Gesicht, türkiser Mantel, grün-weißer Wollrock, eine elegante Business-Fee. An ih-

rer Halskette baumelt ein Anhänger: ein kleiner funkelnder und filigraner Pokal. Englischsprechend zeigt sie mir die Visitenkarte einer »Consulting Agency«, auf der eine Hoteladresse steht.

Nur einmal höre ich, wie sie ihren bestrumpften Oberschenkel mit dem Fingernagel kratzt. Kühl und cool, bis auf diesen menschlichen Moment. Sie fingert allerdings während der Tour nicht an ihrem Smartphone herum, was heutzutage schon eine Seltenheit ist; – die Spannung des Schweigens im Taxi ohne Übersprunghandlungen auszuhalten, dürfte ein kleines, aber echtes Indiz für innere Unabhängigkeit und Charakterstärke sein.

30. Dezember - Am Wriezener Bahnhof, »Berghain« / Nacht

Zwei Männer, 35; einer klein und pummelig, mit Pockennarben, der andere athletisch und kurzgeschoren. Der Pockennarbige sitzt vorne, er spricht russisch mit seinem Begleiter, englisch mit mir und mit jemandem am Handy. Beide Sprachen sehr flüssig. Auf's Handy zeigend, sagt er zu mir: »My boyfriend.«

Sie suchen eine Bar, wo sie schon einmal gewesen seien, wissen aber nur noch, daß sie irgendwo in der »gay area« sein müsse. Ich fahre Richtung Schöneberg. Er bemerkt, oft »My goodness!« einfluchtend, daß Berlin so unübersichtlich sei, so viele Zentren habe: »east«, »west«, »gay«, »cultural«. In London sei alles mehr auf einem Haufen. Er habe zusammen mit seinem Bekannten eine Stunde in der Schlange vor dem Berghain gewartet und wurde dann trotzdem abgewiesen, weil: »full«! Obwohl Leute rausgekommen seien, ohne daß jemand reinging. In London, wenn man in einer Schlange vor einem Club warten würde, käme man dann auch rein. Wenn man nicht zu besoffen oder total unpassend gekleidet sei. Aber ansonsten, bis auf die »politics« an der Tür von Clubs, sei Berlin super.

»Take my eyes over you!« singt er immer wieder mitten im Gespräch, mit dröhnend selbstbewußter Stimme. Es ist eigentlich völlig

irre, wenn man darüber nachdenkt, wie unterschiedlich das Lebensgefühl der Leute ist: Manche, so wie mein gegenwärtiger Fahrgast, betrachten das Taxi als willkommene Bühne zur Selbstdarstellung, andere wiederum verkriechen sich sozusagen auf die hintersten Plätze, bleiben seelisch unsichtbar und stumm. Es ist also nicht die äußere Welt, die Situation im Taxi, die die Leute dominant prägt, sondern sie verhalten sich gemäß innerer Programmierung. Will man Menschen wirklich verstehen, muß man an ihr Inneres ran.

Meine oft sehr psychischen Betrachtungen von Zeitgenossen sind eigentlich roher Realismus, das Gegenteil von Weichzeichnung und Verschönerung, da sie genau das zu fassen versuchen, was die Leute wirklich umtreibt und definiert. Lebensprägend ist eben nicht das tolle Auto vor der Tür, sondern der Wunsch nach dem tollen Auto vor der Tür. In diesem kleinen Schlenker liegt das zu lüftende Geheimnis.

7. Januar - Rheinsberger Straße / Abend

Mann, 30; rot-weiße Schirmmütze, Schnauzer, Mantel, enge Röhrenhosen. Er steigt vorn ein. Seine Stimme hat einen für mich undefinierbaren Akzent, als er das Fahrtziel ansagt: »Sage-Restaurant, Köpenicker Straße.« Er hat einen kleinen Metallkoffer und einen Rucksack bei sich, typische DJ-Accessoires.

Als wir durch die Toreinfahrt zum sogenannten Event-Restaurant hineinfahren – direkt an der Spree gelegen, auch mit Strandbetrieb –, fällt mir auf, daß er unrasiert ist und daß seine Puma-Sneakers schon ziemlich abgerissen sind. Was eigentlich nicht zum eher edlen Ambiente paßt.

Schon lustig, daß die Gäste sich herausputzen, die Servicekräfte makellos aussehen dürften, und der dazugehörige Künstler komplementär nachlässig – »spontan« – gekleidet aufkreuzt. So spalten sich menschliche Persönlichkeitselemente wie Spontanität, Serio-

sität, Eitelkeit in den verschiedenen Berufen und Rollen auf. Probleme entstehen bei der Vereinigung dieser Anteile in einer Person: Ein Kellner, der gleichzeitig spontan und seriös wäre, abgerissen und korrekt gekleidet, eitel und pflichtbewußt, würde schnell aus seinem Job fliegen. Denn um einen solchen imaginären Kellner, der ein bißchen das komplette menschliche Spektrum spiegeln würde, und nicht nur einen isolierten arbeitstauglichen Aspekt davon, wirklich ertragen zu können, müßte der Gast ja auch alles gleichzeitig, eine voll entwickelte Persönlichkeit sein. Und wer ist das schon?!

Die meisten Menschen stecken in ihren Rollen ja wie eingemauert fest. Verläßt man hingegen die eigenen Mauern zu abrupt, tut man dies ohne Netz und doppelten Boden, setzt sich der Gefahr der psychischen Auflösung aus, statt neuen Horizonten tut sich der Wahnsinn der Grenzenlosigkeit auf. Wenn es weder ganz ohne Mauern noch mit zuviel Stacheldraht geht, dann bleiben im Verhalten untereinander nur die durchlässigen Grenzen. So wie die menschliche Haut, die abweist und einlädt.

13. Januar - KaDeWe / Abend

Zwei Männer, 25 und 30, steigen mit Einkaufstüten hinten ein. Beide wirken vital. Der Jüngere hat ein schmales Gesicht, blonde kurze Haare, ist schlank; der Ältere hat schulterlange strähnige Haare, ein Ziegenbärtchen und Bauchansatz. Letzterer zeigt mir die Adresse auf dem Smartphone: »Lucky Leak«, ein vegetarisches Restaurant.

Sie unterhalten sich während der Tour norwegisch miteinander; vermutlich, weil ich kein Wort verstehe – bis auf den Namen »Ange-lique«, der einmal fällt – nehme ich wahr, daß ihr Gespräch in einem sehr harmonischen Wechsel stattfindet: Jeder spricht immer ungefähr genauso lange wie der andere. Wirkt sehr musikalisch. Der Ältere klopft während der recht langen Tour, die vom »alten«

West-Berlin mitten ins »neue« Berlin im Prenzlauer Berg führt, praktisch ununterbrochen den Rhythmus der Musik von meiner CD auf seinem Oberschenkel mit. Ich habe das Nomy Rosenberg Trio im Player laufen, Gypsy Jazz, groovender Swing mit nur zwei Gitarren und einem Baß, manchmal noch einer Geige.

Das Restaurant ist im Keller und geschlossen. Er fragt mich nach einem indischen Restaurant. Vegetarier und Veganer weichen oft auf indische Küche aus, da diese traditionell auch ohne Fleisch auskommt und aus dieser Erfahrung heraus selten fade schmeckt – im Unterschied zu den vegetarischen Alibigerichten von vielen normalen Restaurants. Ich gehöre vermutlich zu den fairen Taxifahrern: Statt wieder quer durch die Stadt zu fahren, mache ich eine Geste die Straße herunter. 100 Meter weiter ist das »Khushi«. Er fragt: »Is that restaurant a good one?« Ich zucke mit den Achseln und sage: »Guess so«, und fahre dort vor.

Als er das Restaurant sieht, die bis zum Boden reichenden Schaufensterscheiben, das dahinter edel wirkende Interieur, sagt er zu seinem Begleiter: »That looks very good!« Er bezahlt ganz mit Münzen, aber es fehlt noch ein Euro. Er hält mir seine Hand hin, in der ungefähr 20 Euro in Silber liegen. – »Take as much as you want!« Als würde er mir Kekse und kein Zahlungsmittel anbieten. Aber es ist aufrichtig gemeint, begleitet von einem freundschaftlichen Blick, nicht herablassend oder gönnerhaft. Ich nehme drei Euro, Geld fasziniert mich offenbar nicht wirklich. Meinen Fahrgast offenbar auch nicht.

14. Januar - Oranienstraße / Nacht

Zwei Frauen und ein Mann, alle in den Dreißigern. Neben mir setzt sich eine Schauspielerin, wie sich bald aus ihrem Gespräch ergibt; mit dunkelblonder langer Mähne, Jeans, lila Stiefel und einer lauten Lache. Die Frau hinten ist etwas kleiner, blonder, geschminkter; der

Mann trägt Hornbrille und Mantel, der Bauch wölbt ein bißchen den Pulli. Er sagt kaum etwas, die Frauen dominieren das Gespräch.

Die vorne bemerkt zu mir: »Ist das Brian Ferry?! Der hat mal eine Platte mit Jazz-Standards gemacht.« Ich hole aus dem Handschuhfach die CD-Hülle des Nomy Rosenberg Trios; Gitarren und Baß, keine menschliche Stimme. Track Nummer 7, der gerade läuft, heißt Topsy und ist tatsächlich ein Jazz-Standard, glaube ich. Aber nur beschwipste Menschen schaffen es, in reiner Instrumentalmusik einen Sänger herauszuhören. Sie schaut belustigt auf die CD; ich habe sie schon so oft mitgeschleppt, daß das Plastik zerbrochen ist wie eine eingeschlagene Fensterscheibe. Sie fragt: »Was hast du denn mit der CD gemacht?« Ich antworte trocken, mit einem Augenzwinkern: »Gute Musik ist unzerstörbar.« Sie lacht, eine Alkoholfahne kommt dabei aus ihrem Mund.

Sie sagt über einen Schauspieler, den sie gerade getroffen haben: »Nett ist er nicht, im Umgang, aber gerade das bringt einen oft viel weiter als die Netten. Er ist ein Arsch, aber ein guter!« Die andere, von hinten, lachend: »Ein guter Arsch!« Dann redet die zierliche Frau auf dem Rücksitz über eine Bekannte, 32 Jahre alt: »Sie ist fünf Jahre jünger, und kann noch alles haben!« Nach einer Pause: »Ich kann auch noch alles haben!« Wieherndes Gelächter der beiden Frauen. Die Zierliche erzählt, daß alle ihre guten Freundinnen eigentlich total intelligent seien und politisch sehr interessiert. – »Ich lebe eher in so einer Lala-Welt, total romantisch. Da brauche ich solche Freundinnen als Ausgleich. Ich komme aus einem sehr politischen Elternhaus, bin total traumatisiert deswegen.« Wieder lautes Lachen der Frauen.

Auch wenn Männer in der Regel noch die öffentlichen Schaltstellen der Macht besetzt halten – zumindest in der Fußball-Bundesliga eindeutig, allerdings im Kanzleramt schon nicht mehr –, in privaten Situationen wie etwa im Taxi ist es trotzdem gar nicht so selten, daß sie schweigend im Gespräch der Frauen untergehen, psychisch weggefegt werden wie Herbstlaub von Windböen.

Mann, 35, normal groß, aber recht athletische Erscheinung. Er trägt Jeans, Lederjacke, die Haare kurz und hat eine vollgestopfte Umhängetasche über der Schulter, die er beim Einsteigen zuerst ins Auto hievt.

»War ich nicht zu sehen, oder? Sind schon drei leere Taxen vorbeigefahren.« Ich antworte, daß die Kollegen wahrscheinlich alle zur Modemesse »Bread & Butter« in der Nähe gerast sind, mit fixiertem Tunnelblick, und deswegen nicht mehr auf Fahrgäste am Straßenrand geachtet haben. Er lacht. – »Ich kann nicht mehr reden, drei Stunden nur gequatscht!« Er sei Tanzlehrer, der gerade Unterricht gegeben habe.

Auf einer zweispurigen Straße ist ein Feuerwehreinsatz. Um links vorbeizukommen, muß man sich mit dem Gegenverkehr einigen. Es gibt Streit zwischen zwei Autos vor uns. Mein Kunde beobachtet die Situation: »Das alte Spielchen: Wer hat Vorfahrt?! Testosteron und so!« Ich: »In Autos verändern sich die Menschen total.« Er: »Die Leute werden immer verrückter! – Wer geigt denn da?« – »Fritz Kreisler, 1904 aufgenommen.« – »Ja, das hört man, aber schön! Ich unterrichte Swing, da höre ich oft alte Sachen.«

Mein schon lange toter Großvater ist 1906 geboren worden – und es ist sehr seltsam, jetzt einen Sound zu hören, der schon vor seiner Geburt entstanden ist und immer noch lebendig ist, obwohl sowohl der Geiger als auch mein Großvater längst gestorben sind. Kurz ist das Leben, lang die Kunst, »Vita brevis, ars longa«, Sätze wie dieser überwindern geistig nicht umsonst jahrtausendlang. Gebeine verfaulen, Töne überleben, wer will da noch allen Ernstes Materialist sein?!

Habe mich in eine Parklücke direkt vor der Kreuzung zur Warschauer Straße gestellt; ein »wilder« Taxihalteplatz. Hier wimmelt es manchmal derart von meist jüngeren Nachtschwärmern, daß es fürs Gefühl fast so ist, wie in einem Film mal gesehen: Ein Grizzly steht in Kanada an einer Stromschnelle, und die Lachse fliegen ihm fast direkt ins offene Maul.

Nach wenigen Minuten steigt schon ein Paar ein. Sie ist Mitte 20, hat eine weibliche Figur, ein hübsches feminines Gesicht, trägt Rock und Strümpfe und rutscht auf dem Rücksitz als erste durch. Er, 30, hat eine rote Norwegermütze, ist schlank, trägt Hornbrille – scheint große Mode zu sein im Moment – und beißt beim Einsteigen krachend von einem riesigen Baguette ab. Die Papiertüte des Baguettes raschelt, sein Anorak raschelt, und als die Frau den Klettverschluß ihrer roten Lastwagenplanen-Tasche aufreißt, raschelt es auch.

Die junge Frau habe gerade einen Millionendeal als Projektmanagerin an Land gezogen. Ihr Begleiter sagt aufgekratzt: »Eine Millionenbraut! Geldverdienen ist manchmal sehr einfach. Manchmal.« Sie wehrt seine Begeisterung ab und erklärt was von Konzepten, die demnächst umgesetzt werden müßten, sie ist sehr sachlich. Er läßt sich dadurch nicht irritieren und betont: »Siebenstellig – Wahnsinn!« Sie erläutert, daß ihre »abgezockten« Geschäftspartner sie vermutlich auch deswegen engagieren würden, weil sie so eine natürliche Ausstrahlung, überhaupt nichts Abgebrühtes habe. Was sozusagen eine gute Tarnung nach außen bieten würde. Themawechsel: Ein Bekannter habe ein Kind, das er auch zu Partys mitnehme, ein »Nachtkind«. Der Mann lehnt dies Verhalten empört ab. Das sei doch Quatsch mit »Nachtkindern«, als sei das eine genetische Eigenschaft, sie würden dazu gemacht. Sein eigenes Kind jedenfalls würde nicht mit zwei Jahren zu Partys mitgeschleppt werden. Die Frau erzählt weiter, daß dieser Bekannte in seinem aufgemotzten Auto so irre fahren würde, daß ihr richtig schlecht als Beifahrerin

geworden sei. Am Großen Stern sei er auf dem vierspurigen Kreisverkehr über alle Spuren gerast, alles schneidend und überholend, was ihm in die Quere gekommen sei. An roten Ampeln habe er ununterbrochen mit dem Gas gespielt, einfach nur furchtbar sei es gewesen. Der Mann erzählt seinerseits von einem anderen Bekannten, der am MIT seinen Abschluß gemacht habe (Massachusetts Institute of Technology, vermute ich) und trotzdem jetzt Tee serviere.

Millionendeals und Minijobs, manche Touren bieten das komplette Spektrum, wie Leute in dieser Gesellschaft überleben. Das Leben selbst in all seinen Facetten braucht aber trotzdem zum Verständnis ein paar mehr Touren, unendlich viele vermutlich.

2. Februar - KaDeWe / Abend

Habe mich unfairerweise direkt am Haupteingang des Kaufhauses hingestellt, statt mich als Letzter an der provisorischen – baustellenbedingten – Taxihalte um die Ecke einzuordnen; ich habe offenbar eine kleine asoziale Phase in meiner Kutscherkarriere. Aber wirklich mit göttlicher Freude werden im Himmel eben doch nur die Sünder empfangen, weil nur sie, und nicht die selbstzufriedenen Gerechten, echte Reue natürlich vorausgesetzt, der eigenen und menschlichen Schuld ins Auge geblickt haben. Ohne diese Demut ist alle Religion nur moralische Angeberei.

Ich bekomme schnell Kundschaft. Russen, zwei Männer Mitte 40 und eine Frau, zehn Jahre jünger. Einer der Männer ist untersetzt und kräftig, der andere übergewichtig und deutlich größer. Die Frau ist sehr schlank, Kleidergröße 32, schätze ich. Sie trägt weiße Handschuhe, dazu Stiefel, Strumpfhosen, einen knielangen Rock und einen gefütterten, altrosa-metallic schimmernden Anorak. Oben auf ihrer Mütze wackelt wie eine riesige Pusteblume ein großer grauer Bommel. Die beiden Männer wirken robust, sie dagegen wie eine Elfe.

Der kleinere setzt sich vorne hin, er trägt eine schwarze Wollmütze und Kleidung guter Qualität. Er fragt mich: »Do you speak a little bit English?« – »I do.« Er erklärt mir, daß wir zuerst zu seinem Auto müssen, um dort das Gepäck des anderen Mannes zu holen, den ich dann alleine weiter zum Flughafen Tegel fahren sollte. Dieser andere Typ ist äußerlich ein Kontrastprogramm: wirre ungekämmte Haare, trotz Halbglatze, schmutzige Hose. Sein Gesicht wird hinten auf dem Rücksitz von seinem Smartphone hell erleuchtet. Trotz seines verschlammten Äußeren hören die anderen seiner kräftigen Stimme mit Respekt zu.

Wir halten vor einem schwarzen BMW Cabrio. Alle steigen aus, ich auch, da das Gepäck im Kofferraum verstaut werden muß. Das Umladen des Gepäcks und das Verabschieden der Gruppe dauert ein bißchen, Küßchen und Umarmungen ziehen sich hin wie die endlosen russischen Wälder, die Steppen der Taiga. Ich ziehe mir wegen der Kälte meine Jacke an.

Der dickere Mann bringt seine schwere Ledertasche zu meinem Taxi und setzt sich diesmal vorne hin, er macht sich geradezu breit: Sein linker Ellbogen berührt meinen rechten. Ich stupse ihn ganz leicht zurück. Er weicht aus, aber nur ein bißchen. Nervend! Er erinnert mich vom Ausdruck plötzlich an den Bösewicht »Joker« im Film *Batman*, gespielt von Jack Nicholson. Er spricht kein Wort, wirkt abwesend, auch ein bißchen erschöpft, seine Augen blicken nach oben, als würde er den ganzen irdischen Mist verlassen wollen. Seine Hände liegen angespannt auf seinen Oberschenkeln.

Am Flughafen steigt er zuerst aus, um draußen das Geld inklusive Tip aus seiner Hose zu fingern. Als er mich bezahlt, fallen zwei 50-Cent-Münzen auf die Mittelkonsole. Er bemerkt aufrichtig: »Oh, I am sorry!« Er wirkt jetzt, wo er mit mir spricht, wie ein höflicher und sehr freundlicher Mensch, die vorher leicht dämonische Aura hat sich in Luft aufgelöst. Wie irreführend Schweigsamkeit manchmal sein kann.

Frau, 30; blonde lange Mähne, mit großem schwarzen Hund an ihrer Seite. Fragt, ob sie mit ihm einsteigen dürfe. Die Augen der Frau sind recht klein, sehr betonte Wangenknochen, großes Gesicht; überhaupt ist sie für eine Frau recht groß und kräftig gebaut. Sie trägt Jeans, Anorak, braune Lederhandschuhe.

Sie nimmt mit ihrem »Misch« aus Dogge und Labrador vorne Platz. Er sei ein Rüde, drei Jahre alt, 40 Kilo schwer. Als ich bemerke, daß ich leider kein Leckerli habe, erwidert sie, zum Hund und nicht zu mir gewandt: »Das macht nichts! Dann Portemonnaie und Kehle!« Recht schlagfertig, aber ein bißchen mulmig ist mir auch plötzlich, weil nur der Hund und nicht sie mir in die Augen schaut.

Sie erzählt, daß sie regelmäßig mit ihrem »Schatz« eine Stunde unterwegs sei, sie oft auf dem Fahrrad. »Das tut uns beiden gut!« Jetzt bei Schnee allerdings nicht mehr, sie habe doch zu große Angst, sich hinzulegen. Sie würde auch die Radfahrer nicht verstehen, die bei dem Wetter unterwegs seien. Im Verkehr zwischen die Autos zu stürzen, darauf könne sie verzichten.

Während sie so redet, legt der Hund seinen schwarzen schweren Kopf plötzlich vertrauensvoll auf mein rechtes Knie. Es ist ein seltsam ungewohntes Gefühl, aber auch sehr schön. Da ich mein Knie immer wieder leicht bewege, weil ich mit dem rechten Fuß Gas geben muß, bewegt sich auch sein Kopf immer ein wenig mit, aber es scheint ihn nicht zu stören. Vielleicht mag er ja auch den flauschig weichen Cord meiner nagelneuen Zimmermannshose. Und ich habe plötzlich überhaupt keine Angst mehr vor dem »großen schwarzen Hund«, sondern stattdessen tiefes Vertrauen, Gottvertrauen vielleicht sogar.

Die Frau bezahlt, verabschiedet sich zwar äußerlich freundlich, aber von der inneren Schwingung her kühl. Die Wohngegend, wo sie aussteigt, grenzt an ein Industriegebiet und ist recht verlassen. Ein bißchen Distanz, vielleicht auch ein großer schwarzer Hund,

ist in solch einer Umgebung für eine junge Frau wahrscheinlich auch nicht verkehrt. Zwar sind die Berliner polizeilichen Vergewaltigungsstatistiken nicht mit denen von New York zu vergleichen, versicherte mir einmal eine Amerikanerin, aber ein Paradies ist Berlin gewiß auch nicht.

Während ich diesen Text hier nachschleife, ein gutes halbes Jahr später, habe ich gerade die Nachricht im Kopf, daß ein Mann seine Freundin an einen Stuhl gefesselt und ihre Brüste abgeschnitten habe. Weil sie sich trennen wollte. Sie sei besinnungslos vor Schmerzen gewesen, und die Polizeistreife, die als erstes am Tatort angekommen sei, habe einen Schock erlitten. Und im Nebenzimmer sei die kleine Tochter ebenfalls gefesselt gewesen. Mitten in Berlin, am hellichten Tag, eine vielbefahrene U-Bahn-Linie direkt unter dem Fundament des Mietshauses. Nicht auf dem Mond oder irgendwo am Hindukusch oder sonstwo sehr weit weg. – So konnte ich es gestern in der »Tagesschau-App« meines Smartphones lesen.

Ein großer schwarzer Hund ist vielleicht keine Lösung, so viele beschützende Hunde gibt es ja auch gar nicht, aber verständlich ist der Wunsch, in dieser Welt einen zu haben, allemal.